

FLORÉAL

REVUE LIBRE D'ART & DE LITTÉ-
RATURE. — FREIE RUNDSCHAU
FÜR KUNST UND LITTERATUR

**Franz Clement — Gaston Diderich
Eugene Forman — Maurice Gandolphe — Jos. Hansen
Albert Lecocq — Marcel Noppeney — Paul Palgen
René Schmickrath
Batty Weber**

N° 7

1 XI 1907

LUXEMBOURG

JOSEPH BEFFORT
IMPRIMEUR

FLORÉAL

SOMMAIRE DU N^o 7.

INHALTSANGABE VON N^o 7.

FRANZ CLEMENT :	<i>Herbstgang</i>	Seite	3
PAUL PALGEN :	<i>Léon Bloy</i> (étude littéraire)	Page	8
FRANZ CLEMENT :	<i>Kampflos</i> (Gedicht)	Seite	13
MARCEL NOPPENNEY: Poèmes	{ <i>Lève les yeux trop clairs</i> ...	Page	14
		{ <i>Cloches sur la mer</i>	"
BATTY WEBER :	<i>Santa Lucia</i> (Nouvelle I)	Seite	16
MAURICE GANDOLPHE :	<i>Le cercueil de la baronne</i> (nouvelle I).	Page	28
EUGÈNE FORMAN :	<i>Puckis Erdenfahrt</i> (Roman) 10 u. 11..	Seite	34
RENÉ SCHMICKRATH :	<i>Dames féodales</i> (poème)	Page	45
EUGÈNE FORMAN :	<i>Die Vorsehung</i> (Gedicht)	Seite	49
ALBERT LECOCQ :	<i>Dernière chanson</i> (prose)	Page	50
FRANZ CLEMENT :	<i>Deutsche Litteratur</i> (Monatsrundschau)	Seite	51
JOSEPH HANSEN :		{ Page	56
GASTON DIDERICH :	{ <i>Bibliographie</i>	}	" 59
MARCEL NOPPENNEY :			
MARCEL NOPPENNEY :	<i>Les Revues</i>	"	61

Les manuscrits non insérés ne sont rendus que sur demande expresse de l'expéditeur, accompagnée des frais de port.

Unverlangte Manuskripte werden nur zurückerstattet, wenn Rückporto beiliegt.

Les Hôtels recommandés.

LUXEMBOURG

Grand Hôtel Brasseur — Beyens-Wehrli, propr.
Hôtel de l'Ancre d'or — Angelsberg, Propriétaire.
Hôtel Niedner, Place d'Armes — Niedner, Propr.

BEAUFORT (Petite Suisse luxembourgeoise)

Hôtel Bleser — J. Bleser, Propriétaire.

DIEKIRCH

Hôtel des Ardennes — M^{me} Nelles-Heck, Propriét.
Hôtel du Midi — Kohn frères, Propriétaires.

MONDORF-LES-BAINS

Grand Hôtel de l'Europe — M^{me} Diderrich, Prop.

Restaurants recommandés.

LUXEMBOURG

Au petit Duval — Boulevard du Viaduc.
Restaurant Niedner — Place d'Armes.

Les Cafés recommandés.

LUXEMBOURG

Café Amberg — Rue de la Porte-Neuve.
Café du Commerce — Place d'Armes.
Café Français — Place d'Armes.
Café Jentgen — Place d'Armes.
Grand Café — Place d'Armes.

DIEKIRCH

Café de l'Esplanade — Esplanade.



Nach Vorschrift
des berühmten
**Doctor
Boerhaave**

bereitet
ist

BUFF'S BITTER

der beste
der Welt!

Alleiniger Fabrikant
Ludwig Buff Nachfg.
Echternach
Überall zu haben.

LUCIEN CAHEN

GRAND'RUE LUXEMBOURG GRAND'RUE

Grand
choix de **CIGARES**

DE TOUTE PROVENANCE

BOCK — HENRI CLAY — LOPEZ — EDEN —
ALBUERNE — HAMBURGS STOLZ — DIPLOMATOS

CIGARETTES © LEWES PIPES © TABACS FINS

EN VENTE

à la librairie **Bück**, rue du Curé, Luxembourg, tous
les ouvrages mentionnés dans „Floréal.“

Alle in „Floreal“ erwähnten Bücher sind zu haben
in der **Hofbuchhandlung Bück**, Pastorstrasse.

FLOREÁL

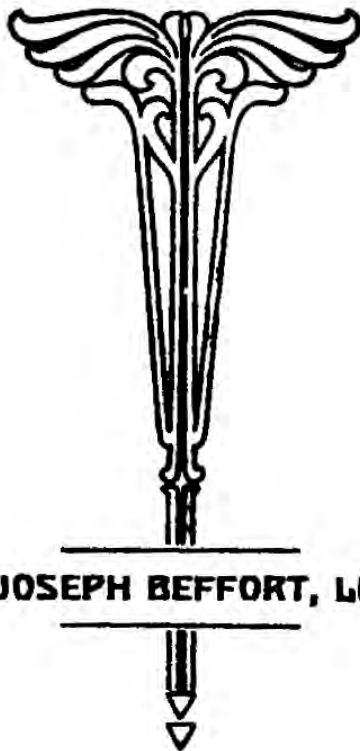
REVUE LIBRE D'ART ET DE LITTÉRATURE
FREIE RUNDSCHAU FÜR KUNST & LITTERATUR



TOME III

N° 7

1 XI 1907



IMPRIMERIE JOSEPH BEFFORT, LUXEMBOURG

HERBSTGANG.

Das ist der Herbst,
Der bricht mir noch das Herz.
FRIEDRICH NIETZSCHE.

Es ist Stärke im Herbst, wie die Stärke einer geschlagenen Armee, die weichend selbst dem siegenden Feinde trotzt. Der Wind, der auf den Höhen in den Asten der rotstämmigen Kiefern und Föhren wühlt, stößt allüberall auf sieghafte Anmut, und die farbigen Bäume, die am Waldrand als verschiedenartige Flammen stehen, lispeln als Echo ein Lied vom Niedergang in Schönheit. Es ist kein Niedersinken und kein Zerstörtwerden; der feige Mensch, mit seiner durch das Christentum künstlich gezüchteten Furcht vor dem erlösenden Tode, hat in die Herbstlandschaft die Melancholie hineingelegt, mit der er protzt, wenn die Sonne sich niedriger stellt. Weil man keine Freude hat am Leben, hat man keine Lust an der Ruhe. Der Schlaf des Menschen ist keine Schwäche und der Schlaf der Natur sollte eine sein. Wer singt einmal ein feuriges Lied an die Herbstsonne? Sie ist ein kühler Trank, den man prüfend schlürft. Langsam reift sie, was noch zu reifen ist, den jungen Wein an der Rebe und die gelbe Birne, die klatschend niederfällt. Auf den Feldern scheint sie in den Rauch, der von den Kartoffellaubfeuern aufsteigt und sich um die bunten Baumwipfel

wie eine Fahne legt. Protzig stehen indessen die Runkeln und heben ihre fetten, saftgeschwellten Leiber über die braunschwarze Erde, strecken ihre groben Blätter wie Arme weg. Ich hebe mit dem Stock zum Schlage aus, er wird naß von der Fülle des Saftes.

Solch ein Herbstgang über die Höhen ist schön wie ein Gebet, es ist ein Opfer an den großen Pan. Man fühlt sich so stark, wenn man den Hut abhebt und der Wind einem in den Haaren wühlt, man fühlt seine Sinne, seine Augen, seine Ohren, seinen Mund. Oft genug macht man Halt. Da wühlt eine ganze Familie im Kartoffelfeld. Ich grüße und stelle mich neben ein junges Mädchen, dessen magerer kräftiger Körper in einem Rhythmus schwingt, der wie geschaffen ist zu einem Sang von der Arbeit. Die Hacke fällt, und im Fallen blinkt sie, — ; sie schlägt ein hinter den dürren Stock, sein graues Laub liegt da wie eine tote Riesenspinne. Ein Ruck und aus der lockern Erde tanzen gelbe Knöllchen hervor, in die man beißen möchte.

„Es giebt heuer deren viele!“

„Und sie sind schön!“

Das Mädchen streicht einige widerstrebende Haare zurück, bückt sich tiefer und hebt die Knollen auf.

Ich gehe weiter. Bei einer Hecke, an der sich die Schlehen zu schwärzen beginnen, halten zwei Ziegen fröhliche Mahlzeit. Über die Felder hin tönt der Gesang des Knaben, der sie an einem Stricke hält :

Du hast die Seele mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andre lieb
Als dich allein.

Den Hügel herab, immer an kahl und mager werdenden Hecken vorbei gehts der Stadt zu. Sie liegt in weißem blendenden Mittagssonnenlichte, und über den Dächern zittert der leichte, bläulich aussehende Nebel und der sanft sich verteilende Rauch. So hell ist alles, daß einen fast die Augen schmerzen und daß man hernach fast wie halbblind durch die Alleen stapft, bis dahin wo die ersten Häuser im kalten Lichte stehen.

..... Müde von den zermürenden Fragen der Seele, verstimmt war ich heute hinausgegangen in die Herbstlandschaft, zu den Wäldern, in denen die Baumwipfel sich mit gelb und rot schmücken. Nach zwei-stündigem Wandern kehrte ich heim, wacker und zur That gestählt, wie wenn ich vom ewig ersehnten und niemals erreichten Jungbrunnen käme. Jubelnd hätte ich ausrufen mögen: Du starker Herbst, — aber da sah ich in die nächste Zukunft hinein, und es wird mir so bange und dumpf vor den jetzt noch friedlich lagernden Nebeln, die den Herbstregen feucht melancholisch verkünden.

* * *

Der Herbst verdankt seinen Namen als Leichenbitter und Melancholienträger kaum seiner Farbigkeit und seiner Fruchtfülle. Er ist ein Regenbringer, und die Regen-

bringer finden nirgends günstige Aufnahme. Und nicht nur schüttet er oft endlos und unbarmherzig seine traurig rieselnden Tropfen nieder, er kleidet sich an seinen besten Tagen in ein bauschiges Morgennegligee aus feuchtem Nebel, das er abends wieder über die Wiesen und an die Weiden hängt.

Regen! Regen! Es singen alle möglichen Verse mit, wenn man nur das Wort spricht, Verse von Verlaine und Liliencron, von Heine und Storm.

Es regnet. Wer hätte an Regentagen nicht Sehnsucht nach Frauen? Man geht des Mittags aus und kehrt so müde, müde zurück. Die Nässe legt sich wie eine große Totenhand um die vernebelten Sinne. Man sitzt am Fenster und schaut hinab in die trüb glänzenden Straßen, hinauf in den kranken bleigrauen Himmel, der seine schweren Wasser ausgießt, langsam, leise ausgießt, wie wenn er weinte. Es regnet. Und diese Regentage erzeugen in dem Gesundesten eine Krankstubenstimmung, eine Sehnsucht nach ungesundem Trost, die er an heiteren Tagen nicht kennt.

Er ist mannigfaltig dieser Herbstregen, mannigfaltig wie die farbige Welt, über die ihn die in breiten traurigen Fetzen dahin segelnden Wolken ausgießen. An manchen Vormittagen fällt er wie Nebelstaub, hartnäckig den ganzen Tag in seine feuchten Schleier schlagend; er dringt durch die Kleider wie warmer Wasserdampf und liegt erdrückend und entmutigend auf den eilenden Menschen. An anderen Tagen klatscht

er frech und frei auf die Straßen und die Pflaster und schwemmt in der Allee die Blätter aller Nüancen und Schattierungen mit fort. Auf dem aufgeweichten Boden wird es glatt und über die vielen Laubleichen glitscht der Fuß in melancholischer Unsicherheit.

Aus diesem Herbst hinaus wollen wir uns retten, und wenn wir zuerst auf knochenhartem gefrorenem Boden auftreten mit trockenem knackendem Schritt, wenn die ersten Flocken sich seidig auf die Erde legen, atmen wir auf. Nach dem tückischen Herbst befreunden wir uns so gleich mit dem aufrichtigen derben Winter, so wie wir die kühlen sachlichen Frauen mehr lieben, nachdem wir uns an rätselhaften Sphinxaugen krank gemacht.

FRANZ CLEMENT.

LÉON BLOY.

Ici on assassine les grands hommes.

L'un des livres de Léon Bloy s'appelle ainsi et ce pourrait être le titre de la plus grande partie de son œuvre.

Un style imprécatoire et magnifique que ce préposé à la flagellation de ses contemporains manie comme un fouet aux mille lanières.

D'un vaste mouvement giratoire, avec un sifflement de tempête, il ramasse ses victimes depuis le *romancier des mangeurs de choses immondes*, G. Ohnet, jusqu'à *la fille Renan*, Maurice Barrès, et sous le cinglement inouï de son verbe les œuvres les plus glorieusement suffragées saignent leur beau sang rouge, se courbent les fronts les plus laurés.

Des gifles furieuses, immenses, qui sonnent de l'horizon à l'horizon comme de Jéricho les trompettes, jettent bas *les dernières colonnes de l'église*: Coppée, le R. P. Judas, Brunetière, Huysmans, Bourget, Jehan Rictus, le dernier poète catholique.

Pourtant, Léon Bloy qui se glorifie de la conversion d'Huysmans, est catholique. Oh, d'une façon qui fait grincer des dents les soutaniers style moderne et défaillir les religieuses jolies femmes des Sacrés-Cœurs

et autres lieux de délices. Sus aux tièdes, Christ les vomit! Point de quartier pour les catholiques catholiques à demi. *Tout catholique qui n'est pas un héros est un cochon.*

Léon Bloy, *une gargouille de cathédrale versant l'eau du ciel sur les bons et sur les méchants*, dit Barbey d'Aurévilly, le seul écrivain contemporain avec Ernest Hello et Verlaine à trouver grâce devant ce pamphlétaire formidable qui apparaît comme un prophète.

Mettons un Ravachol qui a bien tourné—ou mal; mais un Ravachol de génie, faisant éclater comme des bombes, d'énormes coups de gueule, et rouler tout le long de son œuvre, sur un pavé sonore et étincelant d'adjectifs, comme une artillerie de tonnerres.

Que si dans *les Châtiments* la fureur hugolienne sonne comme un tintamarre héroïque d'armures choquées, de sabres froissés en des ruées épiques; que si, notre contemporain, H. Rochefort agile, beau de furie française charge en voltigeur; chez Bloy, c'est le rugissement des gueules de bronze, le fracas des obus, dans le roulement de ses périodes, dans l'éclatement de ses mots, dans les flammes de sa colère.

Propos d'un entrepreneur de démolitions, c'est un autre de ses livres, et c'est lui encore l'entrepreneur qui démolit à coups de boulets.

Tout le long du *Pal*, de *Je m'accuse* (pages irrespectueuses pour Emile Zola et quelques autres) de *Bel-luaires et porchers*, de dix autres, la canonnade roule.

Où les batteries de sa verve ont passé, nulle pierre ne reste sur l'autre.

On l'a comparé au cheval d'Attila à jamais infécondant le sol où son sabot se pose. Cependant nul n'a grandi comme ce moderne fléau de Dieu dans *un bre-lan d'excommuniés*: Barbey d'Aurévilly, Ernest Hello, Verlaine. Et s'il a fauché *la chevalière de la mort*, Marie-Antoinette, il a ressuscité Christophe Colomb, *le révélateur du globe*. Et puis il y a toute son œuvre; *Christophe Colomb devant les taureaux*, *Léon Bloy devant les cochons*, *La femme pauvre*, *Le mendiant ingrat* (*journal de Léon Bloy*), *Belluaires et Porchers etc.* Et ces *Histoires désobligeantes* qui placent leur auteur à côté du Barbey d'Aurévilly des *Diaboliques*.

Mais c'est contre le bourgeois qu'il a fait donner sa garde. Contre le bourgeois innombrable, épanoui de sereine bêtise, immonde d'égoïsmes ataviques accumulés et de pharisanisme excessif.

On devrait illuminer chaque fois qu'un enfant de bourgeois vient à mourir.

L'exégèse des lieux communs est l'irrémissible décapitation, en larges jonchées, par un faucheur qui serait un grand artiste, de toutes les plantes sans joliesse ni parfum, poussées dans le terreau de la médiocrité.

Léon Bloy a fait donner sa garde, mais celle-ci ne meurt pas. Que si, par impossible, les recrues venaient à manquer, Dieu enverrait des bataillons de séraphins à celui qui le sert et le venge avec la plume la plus hautaine qui soit. Et Léon Bloy a cette foi.

A tant, l'auteur du *Pal* s'est fait des ennemis sans nombre.

En 1891, il dut à une plaidoirie du prince Alexandre Ourousof accouru pour le défendre des lointaines Russies, d'échapper à une condamnation de 10,000 francs d'amende. Ce jour là, sa femme et ses enfants échappèrent à la mort par la faim. L'auteur de cette farce sinistre: Joséphin Péladan, le sâr.

Sa répugnance aux compromissions, son dédain de la basse besogne journalistique ont laissé pauvre Léon Bloy, pis, besoigneux. Il faut lire les pages navrantes du *Journal: aujourd'hui nous avons vidé les pauvres, tirelires de nos filles pour avoir de quoi manger*. Plus la France littéraire et catholique consentit que s'exilât à Kolding, en Danemark, cet écrivain merveilleux et et qu'il n'en revînt que pour passer *quatre ans de captivité à Cochons sur Marne*, dans une misère sombre. C'est que Léon Bloy n'a jamais voulu *porter les petits paquets de la gloire*.

Il serait temps pour l'honneur des lettres françaises (je ne parle pas des catholiques: *„il n'y a pas de haine qui surpasse en intensité la haine des catholiques modernes pour ce qui est ou ce qui paraît supérieur, surtout en art, le beau étant à leurs yeux une indécence)“* il serait temps que ce plus probe et l'un des plus grands parmi tous, en une congruente apothéose, reçut la place marquée par son talent, au premier rang.

Monsieur Remy de Gourmont l'a cité parmi les

meilleurs dans son *Deuxième livre des masques*. Il ne lui fait qu'un seul reproche, celui de n'avoir qu'une seule idée, et pour faire un grand écrivain il en faudrait deux, au moins.

Léon Bloy a deux idées: Dieu, la France. Celle-là est dans son œuvre totale, celle-ci surtout dans les récits de guerre réunis sous le titre *Sueur de sang* (1870—71) *Quand la France souffre, c'est Dieu qui souffre, c'est le Dieu terrible qui agonise pour toute la terre en suant le sang*.

Et Léon Bloy est un grand écrivain.

Il convient de louer hautement le Mercure de France, truchement magnifique de toutes nos récentes gloires, d'avoir osé le luxe des éditions de Léon Bloy.

Luxe, le mot est de Bloy lui-même, et oser, oui, car jamais plus formidable conspiration du silence ne s'était tramée qu'autours de la redoutable originalité de Léon Bloy.

Certes il eût été facile de railler l'écrivain à la foi naïve demandant qu'on fixât une croix au sommet de la tour Eiffel, ou, au vingtième siècle, de rire du croisé frappant d'estoc et de taille au lendemain de la mort du dernier rejeton du dernier Grand Maître: Villiers de l'Isle-Adam. — Mais ce chevalier d'un autre âge avait un air si formidable, son „Dieu le veut“ sonnait si fort que les bouches se cadénassèrent. Ce fut le silence.

Alors, le chevalier mit son poing ganté de fer devant les yeux de son siècle et, pour le forcer de l'écouter, le giffla.

PAUL PALGEN.

KAMPFLOS.

Aus den Tiefen meiner Brust gestiegen
haben tausend Wünsche sich bekämpft.
Auf den Wassern meiner Seele wiegen
Hoffnungsträume sich. Gedämpft
und so stark doch wie die ganze Menschheit
ringt mein Selbst sich an den lauten Tag.

Wie Tyrannenherrschen legt sich Nebel
auf die Stadt und will ertönen
alle Flammen, alles Licht.
Und mit Greisenhänden
will er alle Röten
junger Seelen,
jede Sucht nach Lebenswenden
töten, töten.

Wie die nassen Dächer
nach der Sonne lechzen
muß die müde Seele ächzen
nach der Wünsche Tod und Ziel.
Und mein Hoffen sieht dem kalten klaren Winter,
sieht der Leere trotzig still entgegen.

FRANZ CLEMENT.

LEVE TES YEUX TROP CLAIRS

Lève tes yeux trop clairs sous tes longs cils trop purs,
Tes yeux adolescents tout fleuris de mystère.
Le secret de ton cœur tremblant que tu veux taire,
C'est de l'ombre, au soleil, sur la blancheur des murs.

Ne rougis point ! Demain, vois, c'est encor hier,
Ton cœur tout neuf est comme une grenade mûre,
Il est gonflé d'orgueil et de joie, et l'obscur
Appréhension monte en toi comme une mer !

Non, ne t'efforce pas à quelque vain mensonge,
Laisse émaner de toi la clarté de ton songe
Et librement vibrer ta jeunesse et ses fièvres.

Clos ta bouche enfantine où s'égrène le rire.
Ton pur regard levé vers moi, laisse-moi lire
Dans tes yeux clairs les mots que n'oseraient tes lèvres.

CLOCHES SUR LA MER.

Les cloches tintent vers la grève,
Les flots bercent le frêle esquif,
Un chant léger, un chant pensif
Naît et s'épand, tombe et s'élève.

Les cloches pleurent comme en rêve,
Les flots s'écroutent au récif,
Un chant indistinct et plaintif
S'endort, meurt, renaît et s'achève . . .

Joyeux et tristes carillons,
Chansons d'ombres et de rayons,
La cloche sonne, sonne encore

Et forgé de rare métal
Ton souvenir, écho sonore,
Vibre en mon âme de cristal !

Etretat, un dimanche d'août 1904.

Extraits de *De myrrhe, d'encens et d'or.*

MARCEL NOPPENY.

SANTA LUCIA.

EIN BADEIDYLL.

Satte Mittagsschwüle. Ueber der staubweißen Straße flimmert die Luft. Von Zeit zu Zeit kommen Leute vorbei, Badegäste oder Parkarbeiter; die Badegäste gegen die Sonne greinend, langsamen, schlaffen Schrittes, die Arbeiter mit dem schweren Gang des jochgewöhnten Lasttieres. Ich sehe ihnen schläfrig nach durch das Gitter des Hotelgartens. Es kommt mir vor, als würden sie von einer Theatermaschinerie ruckweise vorbeigeschoben.

Leise glucksend plaudert der Springbrunnen. Die Leitung ist abgestellt und der Strahl dringt nur daumenhoch über die spiegelnde Fläche.

Mein Hotel hat keinen Oberkellner. Es ist eine erweiterte Familie. Die Frau Wittin ist die Adoptivtante aller ihrer Gäste, und Lord, der Haushund, geht mit dem Gast spazieren, der ihm grade pfeift. Es ist auch ein Sohn des Hauses da, der sich als lebendige Chronik der Gegend beliebt macht. Er kennt weit in der Runde die Geschichte aller Ruinen, Bann- und Frohnmühlen, alle alten Sitten und Bräuche, und arbeitet seit Jahren an einer Monographie über eine römische Töpferei, die auf einem benachbarten Bergkegel gestanden haben soll.

Ich wüßte nicht, wo man ein paar schwüle Ferienwochen behaglicher verfaulenzten könnte.

Das Mittagessen ist vorüber. Lord, der Haushund, hebt sich gähnend von der Schwelle, denn er weiß, jetzt kommen die Gäste heraus. Erst stürmen ein paar Jungen und Mädchen mit nackten Waden daher und verflattern, wild sich haschend, um die Ecke. Dann quillt es aus der Tür von behäbigen Müttern. Sie streichen sich die Krumen vom Schoß, bleiben eine Weile, von der Mittagshelle halb geblendet, auf der Schwelle stehen und treten dann, von den Nachdrängenden halb geschoben, heraus ins Freie, um sich einen Platz im Schatten der Hausfront zu suchen.

Die Gesellschaft verteilt sich langsam an die Tische und ein Kellner geht mit der duftenden Kaffekanne um. Der alte General aus Brüssel spielt mit dem dicken Rentner aus Paris die tägliche Partie *Ecarté*, während ihre beiden Gattinnen daneben sitzen und sich gebildet unterhalten. Eine Dame aus Nancy hat sich ganz in der Nähe ein Plätzchen gesucht und tut, als ob sie von ihren Nachbarn keine Ahnung hätte. Dabei explodiert sie ordentlich vor Begierde, sich in den Kreis zu drängen. Ihr Mann selig war Unteroffizier gewesen, hatte dann eine Soldatenwirtschaft aufgetan und seiner Wittwe fünf Häuser in den belebtesten Vorstadtstraßen und eine ansehnliche Rente hinterlassen. Als Rentnerin fühlte sich Frau Leveque den Pariser Rentnersleuten ebenbürtig, als Wittve eines Unteroffiziers gehörte sie zur Armee,

sogut wie der Brüsseler General. Und sie war der Ansicht, daß Angehörige einer und derselben Gesellschaftsklasse zusammenhalten und sich nach unten streng abschließen sollten. Sie hatte ein Habichtsgesicht mit einem paar kalter, dummer Augen, und dünnen, blutlosen Lippen. Ein Kneifer saß ihr schief auf dem schmalen Nasenrücken. Sie trug ihn als Aushängeschild ihrer innern Bildung.

Im Augenblick, wo diese Geschichte beginnt, ruhten die dummen grauen Augen der Frau Leveque aus Nancy auf einem süßen kleinen Mädchen von 4 Jahren, das ein nacktes Celluloïdpüppchen in einen Blechkahn gesetzt hatte und diesen am Rand des runden Wasserbeckens vom Stapel zu lassen suchte. Sie war wirklich süß. Ihre weißen Röckchen wippten um ein paar stramme, braune Beine. Vor lauter blondem Gelock, das ihr bei ihrer eifrigen Beschäftigung ums Gesicht hing, konnte man weder ihre großen blauen Augen, noch ihr hellergroßes rotes Mäulchen sehen. Nur wenn sie den Kopf zurückwarf und die Locken zurück schüttelte, wurde das entzückendste Schelmengesicht sichtbar, das je von einer glücklichen Mama abgeküßt worden ist.

Frau Leveque aus Nancy schüttelte immer mißbilligender den Kopf. Da aber die Generalin aus Brüssel und die Rentnerin aus Paris sie immer noch nicht fragten, was denn ihren Unwillen errege, entschloß sie sich zu einem energischen Vorstoß. Als die Kleine sich einmal dicht ans Wasser hockte, gab Frau Leveque

einen plötzlichen Ton von sich, der klang, wie ein Lokomotivpfeiff in Miniatur. Die Frau Generalin aus Brüssel und die Frau Rentnerin aus Paris fühlten beide ihr Blut stocken. Sie fuhren a tempo mit ihren feisten beringten Händen nach dem Herzen und fragten Frau Leveque, was denn um Gottes Willen passiert sei.

„Ach mein Gott und Herr! Auf ein Haar wäre die Kleine ins Wasser gestürzt!“ Und es sei eine Schande, wie sie von ihrer Mutter ohne Aufsicht gelassen werde. Und ob denn die Damen die Mutter nicht hören, wie sie im Salon nebenan sorglos Klavier spielt und ihr Kind Kind sein läßt.

Aus dem offenen Salonfenster klang gedämpft und gedehnt der Lippenwalzer aus der Lustigen Wittwe. „Hab mich lieb!“ lockte die zuckersüße Weise; noch einmal, eindringlicher: „Hab mich lieb!“ — und: Hab mich lieb! zum dritten mal, aber schon abschwelkend und voll glücklicher Erfüllungszuversicht.

„Sie spielt sehr schön!“ sagte die Generalin. Und die Rentnerin aus Paris fragte, was es denn für ein Stück sei.

„Ein deutscher Walzer,“ erklärte Frau Leveque. „Sie ist eine Deutsche, aus der Gegend von Cöln, sie heißt Spohr, Frau Kapitän Spohr.“ Die Specherin machte eine Kunstpause und fügte sarkastisch hinzu: „So hat sie sich wenigstens eingetragen.“

Ob sie denn allein sei.

Jawohl, allein mit ihrem kleinen Mädchen, der Mann sei vorige Woche auf zwei Tage da gewesen.

Er sei eigentlich kein Kapitän, aber als kasernenmüder Leutnant in die Kolonien ausgewandert und dort reich geworden. Bestimmtes wisse man nicht. Er habe ein kleines Aeffchen mitgebracht, das ihn nie verlasse und immer fröstelnd vorn aus seinem Rockärmel hervorgucke.

Frau Leveque wartete ab, was diese Schrulle des Kapitäns für einen Eindruck auf ihre Zuhörerinnen machen würde.

Sie selbst war ob der Idee, ein lebendiges Aeffchen im Rockärmel mit herumzutragen, außer Rand und Band geraten.

„Ei, wie reizend!“ rief die Pariserin:

(Frau Leveque revidierte eilends innerlich ihr Urteil über die Aeffchen-Episode).

Ja, und er schiene seine Frau furchtbar gern zu haben und sein Töchterchen auch, aber die beiden machten sich aus ihm offenbar nicht viel. Er sei übrigens 20 Jahre älter als seine Frau und ein häßlicher Mensch, wahrscheinlich auch ein roher Patron.

Die Generalin und die Rentnerin taten noch ein paar Fragen, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die fremde Frau neben ihnen jetzt augenscheinlich nichts weiter mehr wisse, schalteten sie sie aus und begannen eines jener Gespräche, bei denen ein Dritter sofort das bestimmte Gefühl hat: da kannst du nicht mitreden. – Jedes Wort darin dreht einem den Rücken.

Inzwischen war Frau Kapitän Spohr von der Lustigen Wittwe auf die Mondscheinsonate, von der Mondschein-

sonate auf die Appassionata, von der Appassionata auf „du bist die Ruh“ und auf eine ganze Reihe von schönen Schubertliedern überggesprungen. Sie spielte wirklich schön. Nicht besonders künstlerisch, aber mit einer einlullenden Leidenschaftlichkeit, die einem starken, süßen Wein ohne Kohlensäure glich.

Und sie spielte nur, was ihr gerade lag, was ihrer Augenblicksstimmung entsprach. Von meinem Schaukelstuhl konnte ich durch den Tüllvorhang ihr Profil sehen. Ihre kleine Martha war ihr Ebenbild. Nur war im Gesicht des Kindes fast mehr Reife, jedenfalls mehr Energie, als in dem der Mutter. Das machte, die kleine Martha hatte vom Charakter des Vaters einen Einschlag. Ich hatte ihn nur flüchtig gesehen, als er damals auf zwei Tage seine Familie besucht hatte. Das Unschöne an ihm war nicht, daß er roh, sondern daß er gewöhnlich aussah. Er trug eine Energie zur Schau, von der man sofort wußte, daß sie nur auf Gewöhnliches gerichtet sein konnte; nicht die Energie des Kampfes, des Erkämpfens, sondern die Hartnäckigkeit des Habens, des Festhaltens. Ich hatte seine Frau neben ihm gesehen und das Verhältniß war mir auf den ersten Blick klar geworden. Diese Frau konnte diesen Mann nicht lieben, sie konnte in keiner seiner Handlungen die Erfüllung eines ihrer Ideale sehen. Und dabei mußten ihre Träume im Wachen und Schlafen von Idealen wimmeln, von verstaubten Backfischidealen mit bunten Flügeln. So eine warme, weiche sentimentale kleine

Frau, voll einer gottergebenen Passivität dem Glück wie dem Unglück gegenüber, was konnte der dieser Mann sein, der gewiss nicht einmal in seiner Brutalität groß und furchtbar zu sein verstand?

Doch was ging mich die schöne Frau Spohr an! Ich war nicht hier, um mich über anderer Leute Schicksale aufzuregen.

Wenn ich auf mein Zimmer gehe, komme ich an der Treppenwendung an einer Nische vorbei, darin steht eine fußhohe Statuette der heiligen Lucia. Es ist mir sonst nie aufgefallen, daß sie mit der schönen Frau Spohr eine Aehnlichkeit hatte, heute sehe ich sie zufällig einmal genauer an und denke: Wahrhaftig, das ist ja die kleine Kapitänsfrau.

Eine eigentliche Aehnlichkeit war übrigens gar nicht vorhanden, nicht eine einzige Einzelheit stimmte. Aber über der ganzen Figur lag etwas, was mich an das Wesen der jungen Frau erinnerte. Wie die Heilige dastand, die Hände mit dem verstaubten Strauß von papiernen Kirchenblumen auf das Herz gedrückt, wie sie das Gesicht himmelwärts gewandt hielt, wie das braune, grobgeschnittene Haar sich um Scheitel und Schläfe legte, dünkte sie mir ein naives Bild jenes Menschenkindes, das mit Mondscheingedanken, die Augen zum Himmel gerichtet und seine papiernen Ideale ans Herz gedrückt, im Leben stand. Santa Lucia! klang in mir das Leierliedchen der italienischen Bänkelsänger. Sa-anta-a Lucia-a, Santah Lucia! Das war ja diese ganze Frau, die reine Oelfarbendruckpsyche!

Ich hob die hölzerne Heilige von ihrem Postament und nahm sie mit in mein Zimmer.

Es war wirklich lächerlich, wie sie der schönen Frau Spohr glich. Ich werde nächstens einmal vorschlagen, daß wir im Hotel abends lebende Bilder stellen. Ich werde die schöne blonde Deutsche dazu bringen, daß sie sich als heilige Lucia verkleidet und werde mit ihr diese Stellung probieren; dazu sollen die andern als Gondoliorchester die Mandoline spielen und singen: Sa-anta-a Lu-ucia, Santah Lucia!

Meine heilige Lucia war aber gar nicht ätherisch, sondern aus einem schweren Eichenklotz geschnitten. Sie war dazu bestimmt, immer nur von vorne betrachtet zu werden, denn der Rücken war eitel rohes Holz, braun nachgedunkelt, grob mit dem Beil zugehauen. In welcher Dorfkirche mag sie gestanden haben? Wenn sie erzählen könnte von den wunderbar heimlichen Stunden, die sie dort zugebracht hat! Von grünsilbernen Mondnächten, in denen das Licht durch hohe Fenster in die traumstille Kirche fiel und kein anderer Laut lebendig war, als der Ruf des Käuzchens im Kirchturm; von einsamen Tagen, wenn es um sie her von ein paar Mücken summte und ein schwärmerischer Lateinschüler, der in den Ferien mit seinen Nachmittagen nichts anzufangen wußte, die Gefühle seines Primanerherzens in frommen Chorälen auf der Orgel ausströmte; wenn eine arme Bauersfrau in einer dunkeln Ecke kniete und ihr verschwiegenes Leid in ihre schwie-

ligen Hände ausweinte oder wenn fromme ältere Mädchen kamen und Blumen auf die Altäre stellten, weil sie dachten, es könnte am Ende doch noch helfen; oder von rauschenden Festtagen, wenn der Küster die besten Leuchter mit funkelneuen, langen Kerzen und die kostbarsten Blumensträuße — roth und goldherausgestellt hatte, wenn der Weihrauch in blauen Spiralen lustig ans Gewölbe wirbelte, wenn an der Orgel alle Register gezogen waren und alle Fensterscheiben mitklirrten und wenn sie, die heilige Lucia, in Blumen unterging. Wie kam sie nur aus all dieser idyllischen Herrlichkeit in das heillos profane Treiben eines Badehotels? Ich werde den Sohn des Hauses darnach fragen.

Jetzt aber trage ich sie zurück in ihre Nische. Ich will ein Stündchen lesen. Und ich kann nicht lesen, wenn vor mir die heilige Lucia steht, die mich an die schöne Frau Spohr und an die Poesie stiller Dorfkirchen erinnert.

Abends war ein neuer Gast beim Essen. Er saß abseits von der Table d'Hôte an einem Tischchen allein und hatte einen Champagnerkühler vor sich stehen. Der Hals einer Flasche Mercier mit seinem Kragen von mattgoldenem Staniol ragte schief daraus hervor. Der Gast saß zunächst dem Tischchen, das stets für Frau Spohr und ihr Töchterchen gedeckt war. Er hatte ein schmales, bartloses Rassegesicht, ein Monocle in's Auge geklemmt und ein glänzendes Gebiß. Als mir

die Anna den Fisch reichte, frug ich sie, wer der Neue sei. Leutnant Schilling, raunte sie. Mehr war ihr über ihn auch nicht bekannt. Er streckte ein paar endlose Beine unter dem Tisch durch und gab sich nicht die geringste Mühe, stramm zu sitzen. Als aber beim Braten Frau Spohr mit der kleinen Martha zur Thür herein kam und auf ihren Tisch zuschritt, ging durch die lange Gestalt ein Ruck. Im Nu saß sie gerade wie ein Bolzen und über das ganze Gesicht zuckte ein deutliches: Donnawetta!

Frau Spohr war sonst bei Tisch die Unbefangenheit selbst. Sie plauderte und neckte sich mit ihrem Töchterchen, fragte auch wohl die Anna oder die Marie leutselig, wie es ihnen ginge oder hielt mit dem Sohn des Hauses ein Schwätzchen. Heute war sie wie verwandelt. Jeden Augenblick fand sie einen Vorwand, mit gedämpfter Stimme die kleine Martha zu zanken. Bald sollte das Kind Messer und Gabel richtig anfassen, bald nicht so rasch essen, bald schön grade sitzen und dergleichen pädagogische Nörgeleien mehr. Was aber den kleinen Kobold nicht hinderte, sich auf seinem Stuhl umzudrehen, den Herrn Leutnant neugierig zu mustern und ihrer Mama über ihre Wahrnehmungen leise Bericht zu erstatten:

„Pst, Mamachen! Da sitzt ein fremder Herr! Pst, pst! Du! Er trägt ein Armband!“

„Aber Martha, ich bitte dich!“

„Doch, Muttchen, ich hab's gesehen.“

„Ja, ja, du Unart. Sitz nur still.“

Nach einer Pause:

„Pst, Mutty, er hat mit mir gelacht.“

„Wenn du nicht sofort aufhörst, Martha, gehst du auf dein Zimmer.“

Eine Weile ist Martha zerknirscht. Sobald sie merkt, daß die Falte zwischen den feinen Brauen ihrer Mutter sich geglättet hat, blinzelt sie wieder verstohlen über die Schulter nach dem Herrn mit dem Armband. Der lächelt ihr tatsächlich zu, und sie kichert in ihren Teller. Frau Spohr wird immer nervöser, sie verzichtet auf's Dessert, nimmt die leise widerstrebende Martha bei der Hand und geht mit ihr hinaus.

Ich kann dem langen Leutnant seine Genugtuung nachfühlen. Es war ja gar nicht möglich, daß eine Frau deutlicher auf eine erste Annäherung reagierte. Freilich, er hatte eines von den Gesichtern, die nichts zu verbergen wissen, aus denen heraus alle Süchte mit verhängten Zügeln ihre Attaken reiten.

Frau Spohr war mit Martha nicht auf ihr Zimmer gegangen sondern saß auf der Terrasse vor dem Haus und las. Nach Tisch bot Herr Leutnant Schilling dem Sohn des Hauses eine Gianaclis und ließ sich von ihm das Nötige über seine schöne Nachbarin mitteilen. Und damit es gleich von Anfang an ginge, wie es im Buch steht, fiel die kleine Martha in das Springbrunnenbecken, wurde von Herrn Leutnant Schilling herausgezogen und ihrer blassen, zitternden Mutter in die

Arme gelegt mit der Versicherung, daß wirklich nichts passiert sei.

Abends tanzten sie dann zusammen im Kurhaus. Sie waren wirklich ein schönes Paar. Ich mag sie nicht beschreiben. Aber die Musik und diese beiden Körper, der gertenschlanke des Mannes und der willenlos hingeschmiegte des Weibes, das war eins.

Wenn sie die Mattheiche tanzten, stand alles auf, um ihnen zuzusehen. Frau Leveque blickte sich mit zitternden Nüstern im ganzen Saale um, ob sie nicht ein Gesicht erspähte, auf dem sich Entrüstung malte. Als aber neben ihr die Generalin rief: „Großartig! Das nenn ich tanzen!“ da lächelte Frau Leveque mit feiner Kennermiene und sagte: „Ja, nicht wahr! Wie stolz wäre Herr Kapitän Spohr, wenn er seine Frau so sehen könnte!“

„Ich werde dieser Giftnudel nächstens Grobheiten sagen“, äußerte der General mit ernstem Zielbewußtsein, als die Hausbesitzerin aus Nancy der Gesellschaft ihren leicht gewölbten Rücken zukehrte.

(Schluß folgt.)

B. WEBER.

LE CERCUEIL DE LA BARONNE.

Le soir même du débarquement à Singapour, la baronne des Chalettes mourut d'une indigestion de carry. Le baron éprouva quelque confusion de ce dénoûment exotique. Certes, quand l'hostile obstination des tapis verts l'avait incité à concéder viagèrement son titre et son nom à Laure Dhurain, que des wagnériens familiers nommaient aussi la Chevauchée, il avait envisagé sans détresse l'expiration du contrat de baronnie, transmué par des notaires sûrs en un compact héritage. Mais le baron eut préféré aboutir dans la métropole, où il est aisé d'honorer la mémoire des personnes chères.

La baronne, éminemment soucieuse des convenances souhaitait depuis sa quarante deuxième année villégia-turer, la mort venue, dans un coquet pavillon Louis XV joliment situé à l'angle de deux allées bien composées du Père Lachaise; la baronne avait voué à cette œuvre somptuaire deux ans et quatre de ses meilleures relations. En tête du testament qui intéressait le baron une charge résolutoire subordonnait, sans équivoque permise l'ouverture du coffre-fort à la fermeture du pavillon par dessus la testatrice.

Ce détail impressionnait singulièrement le baron qui, songeant combien il est douloureux de mourir loin de

son pays, redoutait pour la baronne les hasards d'une traversée.

Dès le matin qui suivit le carry fatal, il s'employa avec zèle à réaliser la volonté suprême de la baronne. Tout d'ailleurs fut au mieux. Le shériff et le consul de France rivalisèrent — en cette douloureuse circonstance — de délicatesse et de promptitude. Au bout de neuf jours le baron était en possession d'une trentaine de pièces authentiques, dûment timbrées, qui autorisaient la baronne à transiter sans escale vers Marseille. Un ébéniste chinois avait confectionné à cet usage une triple gaine de cèdre, de thuya et de laque, discrètement rehaussée d'or, qu'on s'accordait à trouver du meilleur goût. Le baron tenait à faire bien les choses.

A l'office de la Licorne, le baron put présenter ses billets de retour et expliquer l'incident. „J'ai pensé, ajouta-t-il, qu'il serait convenable de louer une cabine en supplément (moins le prix d'une couchette) où la baronne serait installée sous la garde de deux boys en tenue blanche et avec un éclairage“ — „Vous n'y pensez pas, s'exclama l'agent, une chapelle ardente à bord! Eh bien, ce serait un succès! Il faut abandonner absolument cette idée respectable, Monsieur, mais inadmissible. Nous avons des instructions formelles. L'embarquement de Madame la baronne aura lieu la nuit et le corps sera déposé dans une soute spéciale, scellée par les soins du commissaire. Tout cela se fait très décemment. Nous vous prions de ne pas trop parler

de la chose à bord, de ne pas insister . . . C'est pénible pour tout le monde!" — „Comptez sur ma discrétion, fit le baron, vaguement soulagé, car il n'imaginait pas sans effroi ces trois semaines de veillée publique et flottante.

* * *

Enorme et bruyant, le „*Président Fallières*“ arriva le lendemain. C'était un vaste casino, avec trois bars, une petite scène pour les tableaux vivants et, dans chaque classe, un orchestre de dames hongroises. Des Chalettes fut, dans la journée, annoncer la baronne au commissaire; celui-ci, qui avait été un homme du monde, l'assura de sa sympathie en termes choisis; et le baron s'attendrit sur la triste mine de ce fonctionnaire où se disputaient une probable tuberculose et de jaunâtres avaries de foie. „Tout sera d'une correction minutieuse, conclut le fonctionnaire. Veuillez venir, à deux heures du matin, avec la . . . voiture. Le second et moi nous ferons un plaisir . . . un devoir d'accueillir à bord la baronne des Chalettes!“

La soirée fut un peu lourde au baron qui jugeait inopportun de suivre les ébats des passagers au quartier japonais, et dut attendre, en aspirant des whisky-sodas, qu'un camion vînt charger le meuble artistique où s'enfermait la testatrice, On avait oublié de commander une voiture, si bien qu'il dut suivre en pousse-pousse.

Le *Président Fallières* était absolument désert et des

Chalettes eut quelque peine à découvrir, sur une chaise-longue du spardeck, le commissaire plus hépatique encore aux lumières. Tout de même il se buttonna, saisit sa casquette argentée et expliqua : „Le chargement s'est prolongé ; le second est allé dormir quelques heures et les deux bordées sont descendues. Mais je vais réveiller le maître-charpentier, nous trouverons des coulis sur le quai.»

Il fallut une douzaine de haillonneux débardeurs, menés sans grâce par le charpentier pour amener la baronne jusqu'à une sombre coupée, béante au ras du quai, qui l'absorba mystérieusement. Le baron voulait suivre. Mais le commissaire l'arrêta, lui serra la main comme à la sacristie : „Je vous en prie, . . . le règlement s'oppose et les échelles sont très raides. Nous appareillons à six heures. Allez prendre un peu de repos, et du courage!“

En voyant disparaître le cercueil, suivi de ce gentleman si visiblement accommodé à la circonstance, le baron prit une forte conscience de sa personnalité présente ; il songea qu'il était en favorable santé, en bonne route vers quarante mille francs de rente et, par répercussion logique, qu'il était absurde de quitter Singapour sans une politesse à ses japonaises. Il remonta donc en pousse-pousse.

* * *

Jusqu'à Colombo le baron garda une réserve grande et s'écarta des frôleuses soirées où les premières, par-

fois les secondes, échauffaient leur désœuvrement. Insensiblement, entre les dames hongroises et plusieurs de nationalité imprécise, la froideur du baron s'amollit: il faut noter qu'il n'osait insister au pocker, si loin encore du Père Lachaise. A ce détail près, des Chalettes était redevenu, dès Ceylon, le parfait gentilhomme des grands paquebots.

Il eut une petite surprise mal agréable en constatant un jour que le tragique commissaire avait disparu, remplacé par un jeune élève timide jusqu'à l'ahurissement et que les garçons méprisaient; un officier mécanicien lui avoua, entre deux cocktails, que le commissaire était mort et immergé depuis quatre jours déjà: „savez-bien, le soir que le juge anglais était si saoul et dansait la matthiche en pyjama!“ — Des Chalettes crut une vérification prudente et descendit à la cabine administrative où il trouva le jeune élève vautrésur des additions, évidemment trop longues pour lui.

— „Pardon, Monsieur, fit le baron, j'ai su par hasard la triste nouvelle votre regretté prédécesseur . . .“

— „Il m'a laissé toute la comptabilité en retard“ gémit l'élève.

— „Je prends la plus grande part, continua le baron mais j'ai la douleur d'avoir à bord les restes de la baronne, et je serais aise de savoir si ce pauvre commissaire vous a transmis“

— „Il ne m'a rien dit, déplora l'éphèbe. Mais tout est là; voyez . . . Il indiquait, étiquetant un des quarante

tiroirs d'acajou une fiche sur laquelle s'inscrivait, en toutes lettres, poliment : „Madame la baronne des Chalettes.“ Les papiers s'amoncelaient jusqu'à la serrure. Le baron se retira, rassuré. La baronne occupait tout un tiroir.

* * *

De Djibouti, où les tarifs s'humanisent, des Chalettes télégraphia. A Port-Saïd il reçut une demi-douzaine d'éplorés cablogrammes, trois de „vieux amis“, un du maître d'hôtel au nom du service, un de son principal créancier au nom de tous les intéressés, un de la fâcheuse cousine pauvre. Ces trois derniers annonçaient leur imminent départ pour Marseille où ils jugaient convenable d'aller attendre la baronne. Des Chalettes fut un peu gêné de ces intentions, d'autant plus qu'il manquait de cravate noire. Les passagers le virent avec surprise s'assombrir progressivement à mesure qu'on joignait la patrie. En vue de France le baron prit le grand deuil.

MAURICE GANDOLPHE.

(*A suivre*)

PUCKIS ERDENFAHRT.

EIN SATIRISCHER ROMAN.

(Fortsetzung.)

10. PUCKI STELLT SEINEN FREUNDEN DEN IGEL VOR.

Der Igel, den ich meine, war kein großer Igel und auch kein besonders schöner Igel, sondern ein ganz gewöhnlicher, kleiner Igel, so wie die meisten Igel sind: mit einem spitzen Rüssel, Schweinsäuglein und einem schwarzgrauen stacheligen Rocke, was den Igel, gleich den Mönchen in der Kutte, ein gestrenges weltverachtendes Aussehn verleiht.

In der Zurückgezogenheit des Lampeduser Parkes auferzogen, verliess unser Igel nur selten sein Versteck. Als echter Stoiker hauste er in seiner Klause, der Welt mit ihrem Flitter den Rücken kehrend, und weder das Locken der Amsel noch das Gespötte der Drossel vermochte ihn in seinem Gleichmut zu stören: stärker als Diogenes, der den Alexander um ein Stückchen Sonne gebeten, lag er zu einer Kugel geballt, im Graben, in ein beschauliches Seelenleben vertieft.

Nur in den warmen Juninächten, wenn die Akazien dufteten und die Glühwürmchen ihr verliebtes Feuerspiel trieben, beschlich den Igel eine seltsame Sehnsucht.

Dann striegelte er mit den Pfoten sein Schnäuzlein, glättete sorgsam sein graues Igelhaar, so wie die Menschenjünglinge mit ihrem Scheitel tun, wenn sie noch einen haben, und kroch hinaus auf den feuchten Rasen. Und wenn ihm dann auf seinem Spaziergang ein züchtiges Igelfräulein begegnete, das der Mondschein und die Frühlingsluft ins Freie gelockt hatte, dann setzte er ein gar schmeichelndes Stimmchen auf und frug die minnige Igelmaid, höflich grüßend:

„Guten Abend, gnädiges Fräulein, erlauben Sie vielleicht daß ich Sie auf Ihrem Spaziergang ein wenig begleite?“

Dann sagte die kleine Igelin fast immer: „Ja“, und dann schritten die beiden durch die laue Nacht, taten schön zusammen und erzählten sich allerlei närrisches Zeug, grade wie die Menschen tun, wenn sie verliebt sind, wenn der Mond scheint und die Heimchen zirpern.

Auf einem ähnlichen Spaziergang mochte unser Igel eines Abends begriffen gewesen sein, als plötzlich in der Dunkelheit ein Schatten vor ihm auftauchte, sich bückte, und ungeachtet der sich sträubenden Stacheln, den jungen Schwärmer aufhob und mit fortnahm.

Es war kein anderer als unser Freund Pucki, der, seinen nächtlichen Meditationen nachgehend, das niedliche Borstenvieh erblickt, und, garstig lächelnd, dasselbe unter seinen Mantel geborgen hatte.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar und unergründlich.

Wie damals eine Schlange dem gesamten Menschengeschlechte zur Verdammnis gereichte; wie die Gänse des Manlius über das Schicksal Roms entschieden, nachdem eine Wölfin den Grundstein dazu gelegt, so sollte diesmal ein Igel verhängnisvoll auf die Gesicke Lampendusens wirken.

„Der Böse zieht beständig durch die Lande, suchend wen [er verschlinge.“ (Welter, Handbuch der Weltgeschichte.) Kein Mittel ist ihm zu gering, um die Menschen durch Lug und Trug zu blenden und zu umgarnen. Warum er in seiner Bosheit sich diesmal eines Igels bediente, mögen die Theologen späterer Generationen ergründen!

Am Tage nach dem Auffinden des Igels erschien Pucki zum Diner in schwarzer Cravatte, mit einem Trauerflor am Arm. Seinen besorgten Tischgenossen teilte er mit wehmütiger Stimme mit, sein Oheim und Vormund, Prinz Radolin von Antimonium, sei plötzlich auf seinem Schlosse jenseits der Karpathen verschieden. Er, Pucki, stehe nunmehr allein auf der Welt, ohne Verwandte und ohne Freunde, denn die Revolution sei, wie gewöhnlich nach dem Tode des Fürsten auch diesmal in Antimonium ausgebrochen, und sein politischer Widersacher, der Prinz von Magnesium, habe sich bereits der Hauptstadt und des Trones bemächtigt.

Sein väterliches Erbteil, das wie Pucki eingestand, allerdings unermesslich sei, habe er dank der Aufopfer-

ung einiger treuer conservativer Minister, glücklich über die Grenze gerettet, und wenn auch das Geld bekanntlich nicht glücklich mache, so ver helfe es ihm diesmal doch dazu, inmitten seiner Lampeduser Freunde ein sorgenloses, der Mitwelt gewidmetes Leben zu verbringen.

Dann fragte er nach einem Architekten, gab diesem in einer längeren Unterredung Anweisungen zum Er-richten eines standesgemäßen Schlosses, und setzte seine Freunde davon in Kenntniss, er wolle zur Regelung seiner häuslichen Angelegenheiten auf einige Zeit nach Paris fahren.

Vor seiner Abreise, am neunten Tage nach dem Verscheiden des Prinzen Radolin, (in Antimonium dauert die Hoftrauer nur acht Tage) lud er seine Freunde zu einem großen Banquett mit Orchesterbegleitung ein, und als die Wogen der Unterhaltung hoch gingen und Dr. Grinogorius einen Toast auf den neuen Staatsbürger Lampedusens ausgebracht hatte, erhob sich Pucki und dankte in gerührten Worten: „er wolle in Zukunft treu und fest an der Lampeduser Scholle halten, der Gedanke an seine baldige Abreise erfülle ihn mit Trauer, denn er liebe seine Lampeduser Freunde und es tue ihm leid, dieselben, und sei es auch nur auf wenige Tage, verlassen zu müssen. Er wolle ihnen jedoch ein Andenken überlassen, das ihm selbst über alle Maßen teuer sei, man möge es ihm, bis nach seiner Heimkehr, sorgsam aufheben und bewahren.“

Nach diesen Worten winkte er dem Oberkellner, der, ein goldnes Kästchen vor sich hertragend, dem Tische nahte. Pucki nahm den Schrein, stellte ihn vor sich hin, sprach: »Komm Isidorchen, komm!“ und zog vor der verblüfften Corona einen niedlichen kleinen Igel hervor.

„O wie schön!“ riefen die Herren, nachdem sie ihr Lachen ob des drolligen Einfalls Puckis überwunden hatten.

„Was hat er ein hübsches Rüsselchen!“ rief Dr. Grinogorius.

„Wie kann er so schön mit dem Schwänzchen wedeln!“ meinte ein anderer.

Der Igel aber reckte das Köpfchen hoch, und schnüffelte gleichsam erstaunt umher, als wolle er sagen:

„Ihr Schlecker, ich glaube, Ihr seid daran, eine Trüffelpastete zu verspeisen.“

Da nahm Pucki ein Stückchen Trüffel und reichte es dem Igel, der zum Ergötzen der Anwesenden ganz ungeniert daran zu knuspern begann. Pucki jedoch blieb ernst und fragte den Oberkellner:

„Was haben Sie denn Isidor heute zum Frühstück serviert?“

„Schlagsahne mit Marzipan, Herr Graf.“

„Sehr wohl! Sie sind ein braver Mann!“

Mit diesen Worten griff Pucki in sein Portefeuille und reichte dem pfiffigen Ober als Backschisch eine Tausendfrankenote. Dann schloß er den Igel wieder

in sein Kästchen, und reichte dieses dem Kellner, der es unter einer tiefen Verbeugung in Empfang nahm. Hierauf wandte er sich seinen Tischgenossen wieder zu.

Ein Menschenkenner hätte in diesem Augenblick in mehr denn einem Auge den kategorischen Ausspruch gelesen: „Der Graf Pucki von Höllenstein ist total verrückt.“

Pucki aber tat, als merke er nichts, erging sich in den liebenswürdigsten Ausdrücken in Entschuldigungen ob seiner eigenartigen Neigung, führte als mildernde Umstände einen leidigen Atavismus ins Feld, — von jeher habe seine Familie die Jgel geliebt. Dann zitierte er die Werke der großen Psychopathologen, tischte den Prozess Harden-Moltke und analoge Exempel aus der Geschichte auf und bestellte immer wieder „Pommery et Greno“ und „Perinet 1895.“

Der Wein erleuchtet die Geister. So kam es denn, daß die Herren nach kurzer Zeit mit sich und untereinander darüber einig waren, Pucki sei, abgesehen von seiner Originalität, ein äußerst netter junger Mann, geistreich, mit einem leisen Anflug jenes diskreten Skepticismus, den die Weltmänner besitzen, weil sie gewohnt sind, das Leben nicht mehr in dem grellen Rosarot der jugendlichen Schwärmer und der naiven Streber zu schauen. Man hielt über Pucki die tolerantesten Reden: seine Originalität schrieb man auf Kosten seiner Intelligenz, die ihm nicht erlaube, gleich den Schafen des Panurge in allen Dingen wie die blöde Heerde zu tun. Ein jeder Mensch habe seine

Manie. — Warum sollte Pucki nicht seinen Igel lieben? Viele große geschichtliche Gestalten weisen ähnliche Verirrungen auf. Der König von Thule liebte seinen Floh und Sarah Bernhardt ihren Tiger: Schnudlinhausen aber liebt einen Wanzerich, mit dem er nächtlicherweile Zwiesprache pflegt, und der ihn beim Verfertigen seiner Manuscripte für „Floréal“, inspiriert.

Dann ging das Gesprächsthema auf die Politik über, und nachdem man später auch noch Nietzsche und Mikosch erschöpft hatte, trennte sich die ehrsame Gesellschaft nach längerem Händedrücken.

Pucki fuhr zur Bahn, die andern Herren aber gingen feuchtfröhlich nach Hause, im Bewusstsein, einen schönen Abend vollbracht zu haben.

11. DES IGELS GEDEIHEN.

Das Gerücht von Puckis Erbschaft verbreitete sich mit Blitzeseile durch die Stadt. Auch die Anekdote vom Igel wirbelte viel Staub auf und wurde in der mannichfaltigsten Weise commentiert. Man sprach von Unverschämtheit und von Völlerei: die meisten aber optierten rücksichtslos für gänzliche Verrücktheit.

Indessen war Pucki in Paris im Begriffe, sich eine königliche Ausstattung anzuschaffen. Die Möbel bezog er aus der Rue Royale, die Gemälde waren „Corot“ und „Meissonnier“ gezeichnet, die Bronzen aber „Falguière“ und „Rodin“. Sein Harras stammte aus dem Gestüte des Baron Finot, seine Kraftwagen kamen

von der Firma Rischard-Brasier, seine Aeroplane von Bleriot et Co. Er nahm die Schöne Guerrero aus purem Snobismus zur Maitresse und zwei Neger, Bib und Bob, zu Groomen. Dann dachte er an den Hofstaat des Igels und mietete zur Bedienung seiner Persönlichkeit drei Ehrenmänner, die er eines Nachts im „Caveau des Innocents“ versammelt fand. Der erste war ein grosser Schauspieler: er hiess Dubois und bediente den Vorhang im Theater zu Belleville. Der zweite war ein bedeutender Dichter: er hiess Dupuis und schrieb die Reime zu den Sprüchen, die um die Fruchtbonbons gewickelt sind. Der dritte hiess Dupont und war ein grosser Musiker: er war Tierstimmenimitator im Moulin-Rouge.

Pucki tat sie sich glatt rasieren, steckte sie in einen modernen hochmodischen Frack und änderte ihre gemeinen Alltagsnahmen. Er nannte den ersten Prof. Jolibois, den zweiten Prof. Jolipuis, den dritten Prof. Jolipont. Hierauf fuhr Pucki mit Mann und Habe nach Lampeduse, überhäufte seine Freunde mit Geschenken und stellte ihnen das akademische Dreigestirn als seine, ihm treugebliebenen konservativen Minister vor.

Auf dem Schlosse Puckis begann nunmehr ein sehr bewegtes Leben. Die glänzendsten Feste folgten sich ununterlassen: bald waren es intellektuelle Genüsse, die der junge Graf seinen zahlreichen Bekannten bot, wie Theatervorstellungen mit Jane Hading und Walter Colligny, oder Concerte mit Adelina Patti und Harry

Schintengo, bald lud Pucki seine Freunde zu Jagdpartien und Rallie-Papers im lenkbaren Luftballon. Er war überhaupt von einer Freigebigkeit sondergleichen, veranstaltete öffentliche Belustigungen und speiste sämtliche Wohltätigkeitsanstalten mit blauen und mit braunen Lappen. Dabei stand Pucki über den politischen Parteien und zeigte sich in allen Dingen von einer geschickten Toleranz. Die Bitte des Bischofs von Lampeduse, Pucki möge ihm doch als Firmpate dienen, schlug er dankend ab. Auch gab er dem Drängen der Freimaurer, die ihn mit den Insignen des Grossmeisters bekleiden wollten, nicht nach. In beiden Fällen schützte er Unwürdigkeit vor und kaufte sich mit einem ansehnlichen Kassenbeitrag los. Am glänzendsten offenbarte sich der Edelmut Puckis, wenn man sich dem kleinen Isidor freundlich und liebevoll erwies. Einen jungen Assessor, der dem Igel unter den Worten: „Wie geht es Ihnen denn heute, Herr Isidor?“ das Pfötchen abverlangt hatte, hiess Pucki bei Tisch neben sich sitzen nachdem er ihn mit einer prachtvollen diamantenen Busennadel beschenkt hatte. Einem jungen Arzte, der behauptet hatte, der Schädel Isidors zeige die Bosse der Dichtkunst auf, schenkte er einen Ring mit einem mächtigen Smaragden, weil der Smaragd bereits im Altertum ob seiner heilkräftigen Wirkung bei den Ärzten in hohem Ansehen stand: dem Hofschneider dem es gelungen war, dem Igel eine Jacke aus purpurner Seide zuzumessen, gab Pucki einen Chèque, dessen Betrag

wohl ein ganzes Lampeduser Ministergehalt aufgewogen hätte, und dem Schuster, der dem Igel ein paar goldgestickte Sandalen gefertigt hatte, gab Pucki die Bestellung, sämtliche Waisenkinder Lampedusens mit Schuhen und Pantoffeln zu versorgen. Ein gütiges, gunstverheissendes Lächeln von Seiten des Grafen belohnte jeden, der dem Igel in zuvorkommender Weise nahte.

Die Herren Jolibois, Jolipuis und Jolipont gaben sich ihrerseits alle Mühe, Isidor zu einem anständigen, gebildeten Igel zu erziehen. Prof. Jolipont weckte ihn frühmorgens, indem er krächte wie ein Hahn, damit Isidor die Wahrheit des Sprüchwortes: „Morgenstunde hat Gold im Munde,“ an sich selbst erlebe. Hierauf führte Prof. Jolibois ihn an einer seidenen Leine zum Spaziergang in den Park, damit er es ausstudiere, das Gras wachsen zu hören: Prof. Jolipuis aber las ihm am Nachmittag ein Kapitel aus Götz Krafft. Dafür belohnte Pucki sie königlich, und ich glaube, es gab damals in Lampeduse wenige Mütter, die die Herren Jolibois, Jolipuis und Jolipont als Eidame verschmäht hätten.

So stieg mit dem Anhang Pukis auch die Popularität des Igels. Erst waren es Taugenichtse und charakterlose Sybariten, die herbeiströmten um dem Igel ihre Aufwartung zu machen und die Spolien Puckis in Empfang zu nehmen: dann brachten Feuerwehrcorps und sonstige patriotische Gesellschaften dem Igel ihren Tribut in Form eines Ständchens oder einer sinnreichen Ansprache. Zuletzt kamen sogar ehrliche Familienväter, schlecht-

bezahlte Beamte und unglückliche Geschäftsleute, die sich um Puckis Gunst bewarben.

Stellen Sie einem braven Familienvater die Wahl, zu Hause Weib und Kinder kargen zu lassen, oder in unschuldiger Weise einem niedlichen Igel zu huldigen, so wird er stets das Letztere wählen, er müsse denn kein Herz im Leibe haben. Wenn du, lieber Leser, noch keinen Mann mit einem Vermögen von zehn Milliarden gesehen hast, so kannst du dir keinen Begriff davon machen, welche ungeheure Macht ein solcher auszuüben vermag, namentlich wenn sich in seiner Person teuflische Bosheit mit Menschenkenntnis paart. Die Fortsetzung unserer Geschichte, die sich in logischer Weise aus den bereits bekannten Prämissen ergeben wird, soll dir ein schwaches Bild davon entwerfen.

So vernehmet denn Ihr Patrioten, wie Lampeduse durch ein hölliches Blendwerk dem Schwarzen zum Opfer fiel! So hülle dich in Trauer, meine Feder! Ich will, indeß ich schreibe, über dich, O Lampeduse, bittere Zähren weinen, gleich Jeremias, der da klagte über den Untergang Jeruscholayms.

(Fortsetzung folgt.)

EUGÈNE FORMAN.

DAMES FÉODALES.

LIED.

La dame assise au donjon noir
Au vieux donjon du haut manoir,
Par les matins et par les soirs,
Attend Celui de son espoir. ...

La Dame pâle et ses suivantes
N'égrènent plus lais ni ballades,
Depuis qu'au loin pliant leurs tentes,
Les doux seigneurs sont en croisade.

Ils sont partis en chevauchant
Par les marais et par les champs
Vers les chimères du Levant!

Et les varlets sonnaient aux champs.....

Pourquoi vaguer loin des caresses
Vers des Solymes de prouesses ...
Et les Dames lissent leurs tresses
Pour les retours au bon foyer.

Sont-ils férus, sont-ils noyés ?
Où sont, si fiers, nos chevaliers ?
Las ! nul ne sait leurs destinées
Depuis des mois et des années ! ...

Leurs destriers caracolaient
Sous la main rude des valets
Et panaches flottaient au vent
Ivres des houles du Levant !

Les yeux béants vers cet exode,
Dame rêve et suivantes brôdent ;
Le vent d'hiver dans la tour haute,
Comme un en pleurs, mûgit et rôde.

Reviendront-ils, les fiers amants ? . . .
Contre tous pièges des Imans
Et philtres verts des Nécromans,
Est-il relique et talismans ?
Et puis, oh ! ces envoûtements ! ...

Les dames douces dans les salles
Passent tout bas, glissent claustrales,
De salle en salle sur les dalles
Les douces Dames féodales .

L'on ouït plus les mots follets
Si clairs – jadis – des virelais ...

Ils vont là-bas, droit sur la selle
Vers où Jésus roux les appelle,
Le bon Jésus pour qui leur bras
En grappes rouges aux combats
Occit les Maures de l'Hedjaz.

Aussi prient-elles dès matines
— Douceur des syllabes latines! —
Pour les errants de Palestine.

Les Dames frêles de légendes
— Dame Lénore ou dame Yolande —
De Pâques douce et ses guirlandes
Jusqu'au frimas au ras des landes,
Obstinément, en songe, attendent
Les soirs, sous le bleuté des lampes,
Leurs cheveux plats lissés aux tempes.
Tel qu'on les voit sur les estampes.

Passant qui passes par la lande,
N'as-tu pas vu, lasse et dolente
Dans les pâleurs de son attente,
Au toureau noir Dame Yolande?

Dites, croisés et pèlerins,
Glaive aux côtés ou corde aux reins,
N'avez-vous point sur vos chemins
Vu, noirs ou rouges, leurs destins?

Ils s'en partaient en fols essaims ...
Nul n'est rentré des Pays saints !

Aussi, depuis, sous les coussins,
Viole douce et clavecin
Rêvent muets au haut manoir ...

Et Dame veille au donjon noir !

Arlon

RENÉ SCHMICKRATH

DIE VORSEHUNG.

Aux petits des oiseaux Dieu donne la pâture . . .
RACINE.

Im Walde steht ein Christusbild,
Am Wege, der zum Dorfe führet:
Des Dulders Züge schauen mild,
Wie ob der Menschen Pein gerühret.

Im Sommer bleibt der Bauer stehn,
Und betet schnell ein Vaterunser:
„Laß Gnade über uns ergehn,
Herr Jesu Christ, erbarm dich unser!“

Doch heuer hat der Januarschnee
Ein Leichentuch ums Kreuz gebreitet,
Und es beschleicht ein stilles Weh
Den Wanderer, der vorüberschreitet.

Da nahet mit gebrochnem Schritt,
Ein Weib, zerrissen und geschunden,
Das vor dem Kreuze niederkniet,
Als hätt' Erlösung es gefunden.

Der Weidenkörbe schwere Last
Liegt aufgetürmt auf schwachem Rücken,
Und will an der ersehnten Rast
Die Bettlerin zu Tode drücken.

Am kalten Steine bleibt sie stehn
Und spricht ein leises Vaterunser:
„Laß Gnade über uns ergehn,
Herr Jesu Christ, erbarm dich unser!“

Gekauert an den kalten Stein
Spricht sie ein letztes Vaterunser,
Und leise, leise, naht Freund Hein. —
„Herr Jesu Christ, erbarm dich unser.“

Und siehe! Von dem Tannenbaum
Da senken sich die Trauerboten,
Und huschen auf dem weißen Raum
Gleich flücht'gen Schatten zu der Toten.

Es ist der Raben gier'ge Schar,
Sie nahen in gewohnter Weise. —
. . . . So ward des Dichters Wort mir klar:
„Er sorget für der Vöglein Speise.“

EUGÈNE FORMAN.

DERNIÈRE CHANSON.

Les arbres nous ont fait le geste amène et calme de leur bonté.

Nos yeux sont désempis de fièvre . . .

L'automne peut descendre et peut rouiller notre âme, et les feuilles qui se cherchaient comme des lèvres, nous jonchent de vieux souvenirs.

N'eûmes-nous pas sur nos fronts attièdis les ombres des ramées; sur nos mains, la fraîcheur moite des mains aimées?

Pourquoi nos fronts sont-ils endoloris et las?

Quittons l'oisif regret des fleurs qui sont fanées.

Oublions simplement tous nos espoirs fragiles — banale et triste histoire! —

Nous aurons dans nos rêves de longs appels muets et la hantise des jours passés.

Ne tendons point les mains vers les astres livides: le ciel d'octobre est nu, le ciel d'octobre est vide. . .

Nous avons vu blondir le soleil clair d'été; l'automne peut descendre et peut rouiller notre âme . . .

N'eûmes-nous pas la joie et toutes les clartés? n'avons-nous pas tout dit? . . .

Sur la fagne empourprée, les angelus venus, Dieu sait de quels lointains, comme nos cœurs muets ne sont-ils pas éteints?

Voici venir les mornes, les mornes vesprées . . .

L'automne peut descendre et peut rouiller notre âme. . .

ALBERT LECOQ. (*Liège.*)

DEUTSCHE LITTERATUR.

(MONATSRUNDSCHAU)

Wenn über das Wesen des Romans, seine ästhetischen Grenzen und Gegebenheiten die Debatten um den Naturalismus relative Klarheit geschaffen haben – und darin beruht ihr hervorragender literarhistorischer Wert – so ist jedenfalls in Deutschland für die Gattung der Novelle bis dahin recht wenig klärende Arbeit gethan. Da die Novelle romanischen Ursprungs ist, herrscht in den lateinischen Ländern eine stärkere Tradition und man wird für die Wertung deutscher Novellen-Kunstwerke noch heute am besten die Maßstäbe aus den lateinischen Literaturen nehmen. In gewissem Maße war Kleist in Deutschland für seine Zeit typenbildend, aber darnach kamen im XIX. Jahrhundert so viele Formen wie Persönlichkeiten.

Tritt man an die uns heute vorliegenden Novellenbücher mit den Forderungen heran, die sich als Geschlossenheit in der dichterischen Lösung eines interessanten Gefühls-, Willens- oder Intellektproblems zusammenfassen lassen, so sieht man, wie alle Aesthetik schließlich versagt, wie man nur ein Mehr oder Minder von Gewißheit, aber keine restlos sich präsentierende Genauigkeit in diesen Dingen haben kann. Und so möchte ich auch eine ganz andere Beurteilung geben, als man sie eigentlich geben müsste.

Jacob Schaffner, der bei S. Fischer in Berlin einen „*Die Laterne*“ benannten Novellenband publiziert, procediert in seinen längeren Geschichten von Wilhelm Raabe und zeigt in der „Grobschmiede“, in „Die Schrift“ und in „Der Altgeselle“ eine echt germanische, aber für kraftvolle Entwicklung nachteilige Vertiefung in das seelische Detail. Die stärkste dichterische Leistung des auf einer bemerkenswerten Höhe stehenden und sehr viel versprechenden

Buches ist „Agnes“, die Erzählung vom Sterben eines jungen Mädchens, das das Sterben so gar nicht nötig hätte, und von der Trauer eines alten, ergötzlich dargestellten Junggesellen. Das ist geschlossen. Aber von den vier Skizzen, die noch bleiben, ist jede in Einzelheiten diesem Hauptstück noch überlegen. In „Die Begegnung“ ist das über einer Stadt lagernde Gewitter unheimlich und direkt großartig belebt; in „Die Eschersche“ ist das Wirken einer Maschine neuartig und wegweisend gebannt; in „Die Laterne“ eine zum Nachdenken reizendes Stück Leben mit großer Delikatesse vorgeführt. Aber das erschütterndste Stück ist „Der Kilometerstein“, etwas wie eine moderne Ballade in Prosa, in der eine Gewitternacht furchtbar tost.

Robert Michel, der bis dahin in der Literatur noch nicht bekannt war, zeigt in seinem, ebenfalls bei S. Fischer erschienenen Novellenband „Die Verhüllte“ eine starke Seelen- und Künstlerverwandtschaft mit Ferdinand von Saar. Nur spielen seine sorgsam komponierten Novellen nicht in Deutschösterreich, sondern in den orientalisches anmutenden Provinzen Bosnien und Herzegowina, wo der Verfasser als Offizier stand. Sie bedeuten jedenfalls Eroberung eines neuen Milieus. In diesem Bande gibt es unbedingt eine Novelle, die über den in Neuerscheinungen gewöhnlich gebotenen Durchschnitt und auch über die anderen Schöpfungen des Buches stark hervorragt; es ist die „Vom Podveléz“ betitelte, in der eine grausige Handlung und gespensterhafte, aber so wahr und aufrichtig gesehene Begebnisse mit vieler Kraft und an Barbey erinnernder Leidenschaft dargestellt werden. Die übrigen Novellen fallen ab, aber niemals unter eine gewisse Grenze, wo die Unkunst anfängt. „Die Verhüllte“ ist meines Erachtens schlecht erzählt und „Oberleutnant Neriny“ trotz der keineswegs ungenügenden Offenbarung einer interessanten Psyche zu lang ausgesponnen.

Über *Gerhard Ouckama Knoop* ist in den letzten Jahren so viel geredet worden, daß es gewagt erscheint, einen neuen Band von ihm, und zwar seinen ersten Novellenband, zu beurteilen, ohne seine vorher erschienenen Werke zu kennen. Dennoch tue

ich es und bin froh dabei, denn die Gefahr, in die Furche von allerhand Snobismen zu geraten, erscheint mir dadurch verringert. Knoops Novellenband „*Der Gelüste Ketten*“ erscheint mir als eine ganz gewöhnliche Leistung, als eine Leistung, in der das Wollen vor dem Können viel mehr Vorsprung hat, als es heilsam ist. Man kann dem schnell berühmt gewordenen Deutschrussen nicht absprechen, daß er Sinn für Probleme hat, aber es bleibt alles bei ihm so unanschaulich, daß man niemals recht versteht. Für die Novelle, in welcher sich Intentionen und Können am meisten decken, halte ich die „*Bacchantin*“, aber auch hier ist Ouckama Knoops Stil von einer Trockenheit und Nüchternheit, die keine Wärme aufkommen läßt, und die mir es unbegreiflich erscheinen läßt, daß gerade der Virtuose Schaukel seinerzeit so leidenschaftlich für ihn eintreten konnte.

* * *

Gleichzeitig mit Knoops Novellen gibt der Verlag Egon Fleischel einen neuen Roman, das Buch einer Frau: „*Sie sind gewandert hin und her*“ von *Helene von Mühlau*. Als ich es öffnete, wurde mir bange: ein Roman in Briefen; das kann ja unter Umständen für den geplagten Kritiker zum Maximum der Langweile werden. Der erste Brief packte mich, beruhigte mich aber noch nicht, denn wenn einer was taugt, können hundert ähnliche immer noch langweilig sein. Es freut mich deshalb, von einem starken Eindruck berichten zu können. Diese Briefe einer jungen Frau, die mit ihrem Geliebten, einem Offizier, nach Amerika durchgebrannt ist und sich dort mit ihm verheiratet, diese anspruchslosen Briefe einer vom Leben Gequälten an ihre Mutter geben ein Ganzes, das trotz mancher echt deutschen und abgeschmackten Sentimentalitäten von einer Wucht ist, der man nicht leicht widersteht. Chile lebt in diesem Roman und gibt zu den normalen Schicksalen dieser Mutter und Frau, die dann auch Witwe wird, einen Hintergrund ab, der trotz einer nahezu unliterarischen und gar nicht stilvollen Darstellung, fast brennend wirkt. Allen Weitschweifig-

keiten kann man abgeneigt sein, und trotzdem dem Geplauder dieser Frau, in dem ab und zu Naturschreie auftauchen, die menschlichen Werte abgewinnen, die von keiner noch so imponierenden Virtuosität übertroffen werden können.

So wirkt *Karl von Perfalls* Roman „*Der Ehering*“ (ebenfalls bei Fleischel erschienen) neben dem Roman der Helene von Mühlau blaß genug, trotz der technischen Gewandheit dieses tüchtigen Unterhaltungsschriftstellers, der Gold und Silber in kleinere Währung umsetzt. Es ist zu viel geschehen in Perfalls Erzählung und zu wenig greifen die reellen Ereignisse ineinander. Er will zwei Milieus gegenüber stellen, – sachlich konfrontieren: das Milieu des tüchtigen, unbescholtenen Arrivisten und das der freieren und gleichermaßen falsch orientierten Kulturfaxen. Man glaubt ihm auch alle seine Figuren, aber man schließt das Buch, ohne ihren Wert zu verstehen. Freilich solche Unterhaltungslitteratur verdient Empfehlung für die Kreise, die auf die Höhen hinauf nicht gelangen können. Nur darf man den Kurzbeinigen und Herzschwachen nicht zu sehr entgegenkommen; am wenigsten durch überflüssiges Raisonieren, wie Perfall es oft genug tut.

* * *

Langens „März“ ist das geworden, was er zu werden versprach, eine Gruppierung der süddeutschen Schriftsteller gegen die Vorherrschaft Berlins und das Organ für eine eigenartige, in Süddeutschland heimische Neuromantik. Darüber hinaus gelangen immerhin noch viele zum Wort, die mit diesem Ziel nur nebensächlich zu tun haben.

Rudolf Hans Bartschs Roman „Zwölf aus der Steiermark“ wirkt zwiespältig: eine große Lebendigkeit, eine etwas barocke Charakterisierungskunst und ein leiser Humor können über viele altromantische Sentimentalitäten und die grobe naive Unwahrscheinlichkeit der weiblichen Hauptfigur kaum hinwegtäuschen. Hermann Hesses Sommeridylle „Schön ist die Jugend“ (Heft 14, 15, 16) zeigt den Meister auf der alten Höhe. Daneben publiziert der

„März“ in Heft 16, 17 und 18 eine neue interessante Komödie von Bernhard Shaw „Kapitän Brassbounds Bekehrung“, die eben auch in Berlin aufgeführt wurde. In Heft 19 und 20 gibt Fritz Mauthner ein eigenartiges Fragment: „Don Juan d’Austria“. Erwähnen wir noch eine hübsche Novelle von Helene Voigt-Diederichs, und interessante Impressionen von Shaw.

In der neunten Nummer unserer Luxemburgischen Schwesterzeitschrift der „Revue Luxembourgeoise“ führt Jacques Meyers seine „Untersuchungen über das soziale Drama in der deutschen Literatur der Gegenwart“ zu Ende. Es gehört meines Erachtens viel guter Wille dazu, Hermann Sudermann so viel abzugewinnen, um ihm überhaupt ein ganzes Kapitel dieser Untersuchungen zu widmen. Man weiß heute im allgemeinen das zu würdigen, was man in Deutschland Sudermann verdankt: er war das heilsame Gegengift für die Vernachlässigung der Bühnen-Konvention, an der die stärksten Werke des Naturalismus zu scheitern drohten; aber mehr als ein wirksames Theater suchte man in ihm nie. Wenn Jacques Meyers daher auf ihn exemplifizierte, um die Einseitigkeiten des modernen Dramas überhaupt zu konstatieren, schießt er vorbei. Ebenso sicher, wie wenn er sich dabei noch auf Hauptmann be-ruft; mag dieser auch Dichter sein. Denn die soziale Frage ist verdammt, auf dem Theater in *einer* Beleuchtung zu wirken; das ist der Wert des sozialen Dramas, so weit es realistisch ist, dass es immer nur Zustände und keine Lösungen, dabei noch *persönlich* geschehene Zustände gibt. Ohne Abnormitäten wird es da schwerlich abgehen, und es ist die Schwäche Sudermanns, falsch geschehene anstatt richtig geschehene Abnormitäten zu geben.

FRANZ CLEMENT.

BIBLIOGRAPHIE.

MADAME ACKERMANN. 1)

L'étude que M. Nicolas Simmer vient de consacrer à Madame Ackermann, est assurément la plus séduisante des dissertations publiées cette année dans les programmes de nos établissements d'enseignement secondaire. A un moment où deux de ses collègues, animés d'une fort louable ardeur apostolique, ont pris à tâche, l'un, de faire l'apologie du miracle, „unique fondement de la divinité du christianisme“, et l'autre, de confondre les incrédules par un nouvel exposé des preuves, dites aristotéliennes, de l'existence de Dieu, preuves qui ont toujours convaincu ceux qui croient, c.-à-d. ceux qui n'en ont pas besoin, le jeune professeur de Diekirch nous présente, en des pages qui respirent une sympathie émue, le grand poète de l'irréligion et de l'athéisme. Son étude doit à cette coïncidence fortuite un attrait de palpitante actualité.

On peut distinguer trois points de vue dans la façon dont Mme Ackermann envisage, dans ses poésies, le mystère de la destinée : celui de l'amante qui s'effraie de voir les choses s'écouler en une fuite irréparable au moment où elle les prend à témoin de l'éternité de son amour; celui du poète que son avidité de sensations et son besoin de communier avec les choses poussent à se réfugier dans la contemplation de la nature; celui, enfin, du philosophe hanté par le problème de l'existence de Dieu et de l'immortalité de l'âme. Dans trois chapitres qu'il intitule : *l'Amour et la Mort, l'Homme et la nature, Dieu*, M. Simmer étudie l'attitude de Mme Ackermann devant chacune des trois faces que prend le grand sphinx de l'universelle énigme. Ces graves questions sont élucidées avec une abondance de rapprochements (Vigny, Shelley, Pascal) qui donne de l'érudition du jeune professeur une haute idée.

1) Nic. Simmer: *Madame Ackermann, sa vie et son œuvre*. Programme du gymnase de Diekirch. 1906 – 1907.

Au rebours de la plupart des poètes qui voient dans les élans frémissants de l'amour, dans ses extases pleines d'éternité, une preuve irrécusable, voire l'unique preuve de l'immortalité de l'âme — qui ne se rappelle le fameux vers de *l'Immortalité* de Lamartine? — Mme Ackermann rejette cette vaine illusion. Le néant ne vaut-il pas mieux pour les amants qu'une éternité qui pourrait être une séparation, un monde placé entre eux? La sérénité avec laquelle l'auteur des *Poésies philosophiques* renonce à cette suprême consolation, surprendra d'autant plus que ses rapports avec la nature, où de tout temps les poètes sont venus chercher un réconfort ou du moins un apaisement, sont empreints également du plus sombre pessimisme. La nature est pour elle, comme pour Vigny, une marâtre dure et hostile, entraînant des myriades d'existences comme de négligeables riens dans sa course éternellement sereine. Les vaines et ironiques fantasmagories des choses n'arrivent pas à lui donner le change sur les décrépitudes finales. L'homme qui a pris ainsi conscience de la petitesse et de la fragilité de son être en face de l'immensité qui l'écrase, n'est-il pas dans la disposition d'âme du chrétien? L'idée du Dieu-Rédempteur peut seule, semble-t-il, éclairer l'abîme de son néant. Mais hélas! le flambeau de la foi, déclare Mme Ackermann, n'a jamais apporté au monde qu'un surcroît d'ombre et d'obscurité. Aussi affirme-t-elle son athéisme avec une franchise et une sécurité qui sont sans égales dans la poésie du dix-neuvième siècle. Non seulement elle nie Dieu, mais par une inconséquence que M. Simmer a raison de relever, elle l'accable d'injures et de blasphèmes, et cela avec une ostentation qui paraît inadmissible chez un athée proprement dit. Sa haine exaspérée nous fait songer à certains moments à ces fanfarons de l'incrédulité qui, par une puérile bravade, percent une hostie d'un poignard ou mangent du gras-double le vendredi-saint. Ce n'est certes pas qu'elle veuille contrister ceux de ses semblables qui respectent les croyances contre lesquelles elle s'insurge. La noblesse de son caractère la défend contre un pareil soupçon. Et, à ce propos, nous signalons à M.

Simmer une manifeste inadvertance d'expression qu'il a commise en qualifiant de „basse infamie“ l'apostrophe blasphématoire qu'elle a substituée, dans une seconde version, à l'émouvant dialogue entre Jésus et Pascal. Comment? M. Simmer épuise toutes les hyperboles de la louange pour exalter la magnanimité de Mme Ackermann, il la compare aux plus nobles figures de la littérature française, à Vigny et à Pascal, et il la croirait capable d'une basse infamie! (Je note une contradiction du même genre à l'endroit où, cédant à un entraînement de mots, il traite de „morbide“ une poésie, dont, tout au long de son étude, il loue la mâle beauté et la vigueur toute cornélienne.)

Non, la véhémence intempérante de Mme Ackermann vient plutôt d'une sorte de terreur superstitieuse qui lui est restée de ses anciennes croyances et qui fait qu'inconsciemment elle personnifie Dieu, alors que celui-ci, selon sa nouvelle conception, ne devrait plus être distinct de l'univers. Et c'est là la vraie raison pour laquelle la poésie de Mme Ackermann, si éblouissante et si sublime qu'elle soit, n'a guère trouvé de fervents au moment de son apparition. Le pessimisme exaspéré, fort à la mode à l'époque romantique, a fait son temps. Certes, il y a une poésie de l'athéisme. Mais la poésie ne vit pas de négations et de vaines fureurs. L'homme moderne a compris qu'il n'est pas un avorton ni un monstre que les poètes raillent ou maudissent. Son imperfection innée, dit Taine, est dans l'ordre comme l'avortement constant d'une étamine dans une fleur, comme l'irrégularité foncière des quatre facettes dans un cristal. C'est Verhaeren précisément, auquel une partie du dernier numéro de *Floréal* est consacrée, qui a salué dans ses vers l'avènement de cette humanité moderne. L'homme moderne, selon l'auteur des *Forces tumultueuses*, a oublié la prière et le blasphème:

Il emplit jusqu'aux bords son existence brève ;
 Il n'enfle aucun espoir, il ne fausse aucun rêve,
 Et s'il lui faut des Dieux encore qu'il les soit!

JOSEPH HANSEN.

Jules Delacre. — **Les Roses blanches.** — Chez Henri Lamertin, 20 Rue du Marché au Bois, Bruxelles.

„Les Roses Blanches!“ Suave évocation de fraîcheur printanière et de neige odorante, hymne de candeur virginale et de chaste amour.

„Les Roses Blanches!“ Quel joli titre, pimpant et gracieux, pour l'idylle touchante que nous conte Jules Delacre!

Thème simple et vieux, histoire de deux âmes qui „par un baiser lourd comme une abeille dans un lis“ se sont rejointes pour l'éternité des lendemains“, mais original et neuf par la facture personnelle et colorée, par la vivacité et la sincérité des sentiments. C'est son jardin bleu que le poète nous chante ; c'est son âme qu'il sème au vent dans une effeuillaison de pétales de roses, son âme sensible et aimante, son âme ivre de lune et éblouie de soleil ; ce sont les grands yeux d'enfant et les cheveux divinement blonds de sa fiancée qu'il exalte avec ferveur et tendresse ; c'est sa joie de vivre, „dans ce menu pays flamand,“ loin des villes, dans sa maison au crépi blanc, tout entourée de roses blanches, qui éclate en des vers imprégnés d'émotion et de sourire.

Dans ce deuxième recueil, le poète de *l'Offertoire* affirme à nouveau son tempérament poétique, et les variations qu'il brode sur son histoire d'amour, les impressions que lui suggèrent les spectacles de la nature dont il ressent intimement l'attrait et la beauté sont d'une poésie intense.

Jules Delacre est un poète charmant, dont le talent reflète des nuances délicates et variées, dont les vers sont bercés d'un rythme souple et harmonieux, aux rimes sonores :

„Puis à l'horizon,
Flambant la toison
Du bois violâtre
En amphitéâtre,
Des lueurs de feu,
De l'or et du rose,
Du vert et du bleu

En apothéose,
 Et puis tout à coup,
 Au bas du ciel fou
 Des appels de cuivre
 Solennels et ivres,
 Et dans un tourment
 D'ocre et de vermeil
 Formidablement
 Le Soleil! . . .*

Ou encore ceci, résumant délicieusement le thème du livre:

„O roses blanches, roses blanches,
 Pétales blancs en avalanches
 Autour de la blanche maison! . .
 C'est ainsi qu'elle est revenue,
 Avec l'Avril en floraison
 Mettre sa petite âme nue
 Simplement dormir dans mes mains,
 Et pour l'éternité des lendemains! . .

Jules Delacre déjà, marche dans les traces de ses grands aînés, les Verhaeren, les Jammes et les van Lerberghe — !

GASTON DIDERICH.

* * *

Louis Mandin. — **Ombres voluptueuses** — Paris, (Sansot 1 vol. fr. 3.50.)

M. Louis Mandin est l'auteur déjà d'un premier volume de vers: **Les Sommeils**, qui suscita à juste titre l'attention des lettrés. Son second recueil: **Ombres voluptueuses** marque une progression de talent et d'activité. „Ces ombres sont des ombres qu'il a vues sans pouvoir les saisir. Mais quelquefois les ombres ne sont-elles pas une réalité, et la plus profonde, et la plus vraie et la moins trompeuse?“ On ne pourrait, mieux que le poète lui-même, définir son œuvre. — M. Louis Mandin semble affectionner l'antithèse souvent purement verbale, mais toujours d'un effet sûr; parfois il

réunit dans le même vers des oppositions de mots ou d'idées d'une allure très personnelle, et qui font, qu'à première lecture déjà, le vers se grave et s'incruste. Mais M. Mandin est moins heureux dans le vers au rythme libre et là où il se contente de l'assonance: cela semble négligé et d'un travail facile. A s'en tenir à l'alexandrin libéré. M. Mandin avec les dons qu'il possède, serait un très beau poète — M. N.

Jean Martineau. — **La Route au Soleil.** (Roubaix. Edition du Beffroi, 1 vol fr. 3.50).

Aux élégantes éditions du Beffroi, M. Jean Martineau publie un livre de très beaux vers. C'est le chemin plein d'ombre de son passé qui le dirige vers la route ensoleillée d'un âge meilleur montant vers la lumière. Et délaissant bientôt les cariatides et les images impersonnelles, le poète chante les angoisses passionnées et les grandes joies de son âme nouvelle. J'aime beaucoup le poème qui débute par ce vers.

„Jeunesse, ma jeunesse, et toi, petite enfance“

et ces autres encore, où il dit la petite ville au bord de la „folle et mouvante mer“ et la „pâle et glissante nuit“ qui tombe sur le sommeil de l'aimée.

M. Jean Martineau est un poète ému maître de sa forme.

Reçu: Olivier Billar: *En Allevard* — Michel Glaesener: *Essai sur la vie et l'œuvre de Sully Prudhomme* — *Le Romantisme au théâtre* — André Germain: *La Cousine et l'Ami* — J. L. de Lanessan: *L'Education de la Femme moderne* — F. T. Marinetti: *Gabriele d'Annuncio intime* — Enrico Cavacchioli: *L'Incubo Velato* — Guido Verona: *Bianco amore.*

Nous parlerons de ces œuvres, sous cette rubrique dans notre prochain numéro. M. N.

* * *

LES REVUES.

Mercure de France (1^{er} octobre). La fin d'un roman de M. Hewlett (trad. Davray et Kozakiewicz): *Ippolita sur les collines.* Le Mer-

cure s'en tient vraiment trop exclusivement aux traductions, ce qui fait doublement regretter le temps où il publiait les romans de Rachilde, Rebell, Desjardins, Delacour, Eeckoud, Dumur, Bourgerel, Léautaud etc. — Le *Dialogue des amateurs* au sujet du *Vase brisé* est une délicate rosserie de Remy de Gourmont. — Sous le titre *Robe noire et robe blanche*, Henri Bachelin, dans une alerte nouvelle, aborde le problème du prêtre devant la femme. —

(16 octobre) Des notes inédites de Stendhal, des *Contes* délicieux de Remy de Gourmont, et la *Revue de la Quinzaine*.

La **Revue** (ancienne *Revue des Revues*) — plus que jamais celle de Monsieur Finkelberg — analyse les revues mondiales françaises, allemandes, anglaises, américaines, canadiennes, japonaises, australiennes et bien d'autres ! Cette universalité géographico-littéraire ne l'excuse pas de m'adresser avec persistance ses fascicules bi-mensuels à *Luxembourg, Grand-Duché de Bade!* — Lire un bon article de E. Reybel (1^{er} oct.) sur la *Tempête impérialiste en Allemagne* et, dans le même numéro, quelques pages de Faguet sur *Balzac juriconsulte* à propos du livre de M. Fernand Roux (Dujarric éd.) Sur H. Taine deux articles très intéressants dus, l'un à M. Gérard de Lacaze-Duthiers, l'autre à M. Nicolas Ségur — Une étude superficielle de Ed. de Morsier sur le *Mouvement littéraire en Allemagne*.

La **Belgique artistique et littéraire** publie des vers d'Emile Verhaeren sur le tribun Artevelde. Je renvoie mes lecteurs à l'article de M. Hansen paru au dernier numéro de *Floréal* — Les *Scènes de chez nous* de Raoul Ruttiens sont d'une observation très fine et d'une ironie délicate — D'Emile Sigogne des *Propos de Morale* dont il convient de retenir surtout ceux qui ont trait à l'enfance et à la jeunesse — Maurice des Ombiaux, l'exquis conteur, publie une version nouvelle considérablement augmentée de son roman paru antérieurement: *La petite reine Blanche, roman d'un joueur de balle*.

Vers l'Horizon (octobre). Notre jeune confrère liégeois conserve une belle tenue littéraire. Il y a là une pléiade de jeunes auteurs dont s'enorgueilleront un jour les lettres belges.

La Revue funambulesque d'octobre publie un article vibrant de René Schmickrath sur le poète catholique belge Georges Ramackers – Poèmes de Ravet, J. J. van Dooren – *Salon Triennal* par Paul Cornez. –

Au prochain numéro nous parlerons de *Poesia* (Milan) et de la *Revue Luxembourgeoise*.

MARCEL NOPPENY.

* * *

Le numéro 8 publiera des vers inédits de Paul Fort; les numéros suivants des inédits de Henri de Régnier, Remy de Gourmont, Maurice Barrès, Francis Jammes etc.

* * *

Nous prions nos abonnés de 6 mois de bien vouloir renouveler dès à présent leur abonnement, afin qu'ils n'éprouvent pas de retard dans l'envoi de la revue.

Automobilisme.

LUXEMBOURG

Grand Garage — Boulevard Royal. Téléphone 23.
Georges Saur, Ing. des Arts et Manufactures, Propriétaire.

CONFISERIE NAMUR
RUE DES CHARBONS LUXEMBOURG



SALON DE CONSOMMATION
THÉ ——— CHOCOLAT ——— CAFÉ



Véritable
LIQUEUR BERNARDINE

de l'Hermitage Saint-Sauveur

ROSIERS PRODUCTION ANNUELLE
2,000,000 DE ROSIERS
CATALOGUES & BROCHURES
□ GRATIS & FRANCO SUR DEMANDE □

GEMEN & BOURG CULTIVATEURS DE ROSIERS
LUXEMBOURG (G.-D.)

HORS CONCOURS

Paris — St. Petersburg — St. Louis — Milan — Turin —
Marseille — Anvers — Bruxelles — Berlin — Liège — Londres

Case à louer

☉ LIRE ☉

Le Mercure de France
Le Semeur
Le Pays Lorrain
Vers et Prose



La Belgique artistique
et littéraire
Le Beffroi.

Zur Lektüre empfohlen :

März
Neue Rundschau



Die Schaubühne

Die Gegenwart
Süddeutsche Monatshefte

TARIF DE LA PUBLICITÉ DANS FLORÉAL

UNE PAGE	75 Fr.
UNE DEMI PAGE	40 "
UN $\frac{1}{3}$ DE PAGE	30 "
UN $\frac{1}{4}$ DE PAGE	25 "
LA LIGNE.....	5 "

Ces prix s'entendent pour une année, douze fascicules,
tirés chacun à 600 exemplaires minimum.

FLORÉAL

REVUE MENSUELLE D'ART ET DE LITTÉRATURE
MONATSSCHRIFT FÜR KUNST UND LITTERATUR

3, Place d'Armes, Luxembourg

paraît le 21 de chaque mois
sur 64-96 pages

erscheint am 21. jedes Monats
64-96 Seiten stark

Littérature — Poésie — Théâtre — Art
Philosophie — Histoire — Sociologie
Critique — Lettres françaises, allemandes et luxembourgeoises
Bibliographie

La rédaction laisse chaque rédacteur indépendant et seul responsable
de ses articles.

Collaborateurs réguliers: — Regelmässige Mitarbeiter:

MM. Franz Clement — Eugène Forman
Joseph Hansen — Marcel Noppeney — Paul Palgen
Batty Weber — Nicolas Welter

	1 an. 1 Jahr.	6 M.	3 M.
Abonnements Abonnementspreise } }	10 fr.	5 fr.	3 fr.

Pour la publicité on traite à forfait.

FLORÉAL ne publie que de l'inédit.

LES CAVES

DE LA SOCIÉTÉ ANONYME DU CASINO DE LUXEMBOURG

offrent aux connaisseurs

le plus grand choix de Vins

des meilleurs crus

de France, de la Moselle, de la Sarre et du Rhin

à des prix défiant toute concurrence.

SPÉCIALITÉ DE VINS

PROVENANT DES VENTES PUBLIQUES DE TRÈVES

GRANDS CRUS DE BORDEAUX (Mise du Château)

BOURGOGNES — CHAMPAGNES

S'adresser à l'ÉCONOME DU CASINO

ou directement à la COMMISSION DES VINS.

QUELQUES CRUS RECOMMANDÉS:

Médoc 1900.....	la bouteille fr.	1.15
Margaux 1897.....	”	2.00
Moulin-à-vent 1900.....	”	1.75
Hermitage 1899.....	”	3.75
Périntet & fils 1895..	”	10.25
en paniers pris à Reims, 7 fr.		
Georges Goulet 1900.....	”	11.25
Wormeldange A 1904.....	”	1.15
Piesporter 1904.....	”	2.10
König Johannberger 1904.....	”	3.00

Envoi sur demande du catalogue complet.